

Minderheiten

Seit fast zwei Jahren war er nun schon arbeitslos, und mit seinen 51 Jahren waren die Chancen für ihn, in der derzeitigen konjunkturellen Lage wieder eine Stelle zu finden, nicht günstig, um nicht zu sagen schlecht bis aussichtslos. Hans Schreiner war dabei, als in seiner Firma 87 Leuten gekündigt wurde; er war erst ein knappes Jahr in der Firma, und so bestand für ihn nicht die geringste Aussicht, seinen Arbeitsplatz zu behalten. In seinem Fall waren auch nicht mal die jetzt entstandenen finanziellen Schwierigkeiten so vordergründig. Sein Haus war so gut wie bezahlt, die Kinder waren schon aus dem Haus, und seitdem war seine Frau auch wieder berufstätig. Sie litt auch unter der neu entstandenen Lage, wenn sie vorher freiwillig gearbeitet hatte, stand sie jetzt unter dem Zwang des Alleinverdienenmüssens. Aber weil sie noch verdiente, erhielt Hans Schreiner nach einem Jahr auch keine Arbeitslosenhilfe. Er beklagte sich aber nicht, denn er wußte nur zu genau, es gab wesentlich schlimmere Fälle, dort wo Menschen an ihr Existenzminimum gedrängt wurden und manchmal darüber hinaus. Opfer der vielen Rationalisierungsmaßnahmen überall.

Ganze Familien zerbrachen daran. Aber ein großer psychologischer Druck lastete schon auf ihm. Er bewarb sich auf die wenigen Annoncen. Bei den Stellenvergaben wurden aber solche bevorzugt, die über die jeweils nötige Erfahrung und das technische Spezialwissen genau auf dem Produktionsgebiet der betreffenden Firma verfügten; und einen solchen Mann fand man mittels überregionaler Anzeigen ja auch fast immer. Bei den wenigen Ausnahmefällen, bei denen man sich gezwungen sah, einen neuen Mann einzuarbeiten, wurde immer der wesentlich jüngere Bewerber bevorzugt. Man wußte natürlich, daß bei der gegenwärtigen Arbeitsmarktsituation auch ein 30-jähriger heute von sich aus so schnell nicht kündigt, die Firma wechselt, um woanders weiter dazuzulernen, wie es in Zeiten der Hochkonjunktur der Fall war. Damals hätte man einem erfahrenen 51-jährigen Mann wahrscheinlich den Vorzug gegeben, aber heute? Da konnte dieser schon ein potentieller Krankheitsfall sein, der nicht mehr so dynamisch und belastbar war. Aus den hunderten von Bewerbern konnte man sich in Ruhe den passenden Mann aussuchen, der Arbeitsmarkt war eben jetzt so. Er hatte schon fast den Mut verloren sich noch zu bewerben, oft schickte man ihm noch nicht einmal mehr seine Unterlagen zurück.

Doch es war schon so, seine Situation bedrückte ihn doch mehr, als er sich selbst eingestehen wollte. Aufgrund seiner vielen enttäuschenden Erfahrungen in letzter Zeit war er manchmal auch schon nahe dran zu resignieren. In seiner alten Firma hätte er jetzt Jubiläum; die gab es aber nicht mehr. Um seine Zeit sinnvoll zu nutzen, setzte er sich verstärkt für seine Dorfgemeinschaft und für die Vereine ein. Wenn es galt, bei einer Bürgerinitiative maßgeblich mitzuarbeiten, oder wenn bei Festen und Vereinsjubiläen oder bei sonstigen gemeinsamen Arbeiten im Dorf mit angepackt werden mußte, war er stets zur Stelle. So kompensierte und milderte er seine mißliebige Lage etwas, obwohl er auch schon vorher bei solchen Anlässen nie abseits gestanden hatte.

Aber er verkannte doch seine Situation, er bekam nicht mit, wie mit zunehmender Dauer seiner Arbeitslosigkeit sein Ansehen in den Augen vieler Leute im Dorfe sank, wie sehr sie den beruflichen Erfolg mit dem Wert der Persönlichkeit verknüpften. Er verdrängte es, wenn ihn manche so einschätzten, hinter seinem Rücken Bemerkungen machten oder sich von ihm abzuwenden begannen. Auch die, die er bisher für seine Freunde hielt, ließen sich nicht mehr sehen. Höchstens, daß ihm mal jemand auf einer dieser oberflächlichen und verräucherten Stehparties, zu denen hinzugehen er sich noch verpflichtet fühlte, bei der überlauten Musik fragte: *Wie jebt et?*«, ohne überhaupt an einer Antwort interessiert zu sein. Keiner, auch die nicht, die er von Kindheit an kannte, kamen noch auf sein Haus zu. Gesprächsweise hatte er schon öfters Redensarten wie: »*Wä ärbehde well, dä fink och Ärbehde*«, mitbekommen, es aber eigenartigerweise nie auf sich bezogen. Ihm fiel nur auf, daß so et-

was meist nur solche sagten, die eine relativ sichere Anstellung hatten und so gut wie unkündbar waren. Jemand der um seinen Arbeitsplatz bangen mußte, führte solche Reden nicht.

Trotz allem betrachtete er seinen Status im Ort als so gefestigt, daß er die unschönen Bemerkungen nicht als Anspielung gegen sich verstand; das einzige, was er vermißte, war, daß ihn mal jemand aus Anteilnahme auf seine Situation ansprach und ihn ein wenig aufmunterte. Aber die lehrreiche Erfahrung dieses Abends sollte ihm die Augen öffnen.

In der Kneipe unterhielt er sich lange an der Theke mit einem kleinen marokkanischen Gastarbeiter, den er schon länger kannte. Dieser befragte ihn im Verlaufe des Gesprächs, da er ein gläubiger Moslem war, über das Christentum und seine Besonderheiten. Es fiel ihm schwer, darauf zu antworten; er war selbst sicher alles andere als ein guter Christ, obwohl er viel über solche Dinge nachdachte. Als dann nebenan im Sälchen eine Vereinsversammlung beendet wurde, füllte sich die Gaststätte sehr schnell. Hans Schreiner verzog sich an einen Tisch in der Nähe des Ventilators, der Qualm machte ihm zu schaffen. Am Nebentisch wurde heiß diskutiert; am letzten Sonntag hatte eine Wahl stattgefunden, und Ereignisse dieser Art verursachen ja zumeist heftige Nachwehen. Der Wirt brachte eine Runde nach der andern. Hans Schreiner hörte interessiert zu, ohne sich an dem Gespräch zu beteiligen, bis ein dorfbekannter »gutsituierter« Mann, wie man so sagt, sich von der Theke löste und auf seinen Tisch zukam. Er war allerdings in keinem nüchternen Zustand, als er Hans Schreiner verdächtigte, am letzten Sonntag die verkehrte Partei, das heißt also nicht die seine, gewählt zu haben. Er baute sich in seiner ganzen Länge vor ihm auf und beschimpfte ihn:

»Du dreckelije Arbeitslose, du faule Sau, du liffs jo nur op Koste von andere!«

Hans Schreiner war wie vor den Kopf gestoßen; er hatte dem Mann, der nur unwesentlich jünger war als er, und den er daher von klein auf kannte, doch überhaupt nichts getan. Im Gegenteil, vor kurzer Zeit war er ihm sogar noch behilflich gewesen. Mit einem Schlag war es ruhig in der überfüllten Gaststätte, bis am Nebentisch jemand versuchte, die Spannung zu entkrampfen, als er eher scherzhaft meinte:

»Bes doch röhisch Hein, wenn de ald op dengem Fähl de Umwelt verjeffs, bruchste dat doch hee enn de Wiehtschaff net och noch ze donn.«

Einige lachten, aber die Situation war nicht bereinigt. Hans Schreiner bestellte sich einige Kölsch und Korn und kippte sie schnell hintereinander herunter. Aber er mußte erkennen, daß selbst der Wirt mit seinen Bemerkungen den guten Stammgast alles andere als beruhigte; auch glaubte er in einigen Gesichtern Schadenfreude zu sehen.

Bis tief ins Innerste verletzt saß der Beleidigte da und fühlte sich ausgestoßen; er war unfähig, einfach zu bezahlen und zu gehen. Vor Wut und Scham traten ihm die Tränen in die Augen, und er schluckte noch ein paar Lagen, bevor er reagierte:

»Wat hann ich dir eijentlich jedonn?« schrie er jetzt durch den Raum, *»du häß et ehnfach, du brohts doch nur zo erve, dat kann jeder, für dat wat du häß, do kanns du doch selver nix für.«*

Er steigerte sich in seiner Wut, man versuchte ihn jetzt zu beschwichtigen, doch er verstieg sich noch zu Aussprüchen wie: *»Du bes enn dämliche blöd Souh «*, und Schlimmerem.

Die Wirtin kam auf ihn zu, er solle sich gefälligst benehmen. Doch zu ihrer Beruhigung war die Stimmung in der Gaststätte nur vorübergehend gesunken, nach zehn Minuten bemerkte man nichts mehr von dem Vorfall. Hans Schreiner saß weiter isoliert an seinem Tisch, einige diskutierten weiter, andere sangen die bekannten Rhein-Wein- Mägdelein-Lieder; für ihn klang das alles sehr weit weg. Nur der kleine Marokkaner stand allein nachdenklich an der äußersten Ecke der Theke bei seinem Cola und beobachtete die Szene. Aber auch jetzt war Hans Schreiner immer noch nicht in der Lage aufzustehen und zu gehen. Stumm stierte er vor sich hin, die leeren Gläser häuften sich um ihn, bis dann gegen 2 Uhr die Gaststätte geschlossen wurde. Ohne aufzuschauen gab er dem Wirt sein

Portemonnai; dieser nahm den Betrag für seine Zeche heraus und legte es stumm wieder auf den Tisch.

Als Hans Schreiner draußen an der frischen Luft war, lehnte er sich an die Hauswand, er war körperlich und seelisch ziemlich fertig. Die noch bis zum Schluß verbliebenen Gäste strömten grölend an ihm vorbei, keiner beachtete ihn, bis auf den kleinen Marokkaner. Der kam, legte einen Arm um seine Schulter:

»Du mit mir kommen, du bei mir noch eine Tasse Tee trinken.«

